

SCHWERPUNKT

Perspektiven queerfeministischer politischer Theorie

Bausteine einer queerfeministischen politischen Theorie. Eine Einleitung

BRIGITTE BARGETZ. GUNDULA LUDWIG

Vor 25 Jahren erschien Judith Butlers „Gender Trouble“ (1990), jenes Buch, das für die Gender Studies geschlechtertheoretisch herausfordernd und für die Etablierung der Queer Studies zentral werden sollte. Doch nicht nur dieses symbolische Datum, sondern auch den ebenso symbolträchtigen Umstand, dass vor zehn Jahren das erste Heft der *Femina Politica* zu queeren Politiken erschien, nimmt das vorliegende Heft zu seinem Ausgangspunkt. Beide Daten verstehen wir als Einladung, um eine Reflexion vergangener queerfeministischer Debattenverläufe vorzunehmen und von diesen lernend queerfeministische politische Theorie weiter zu treiben.

Was macht aber politische Theorie zu einer queerfeministischen politischen Theorie? Wenngleich wir diese Frage freilich keineswegs abschließend beantworten können oder wollen, möchten wir im Folgenden einige Bausteine einer queerfeministischen Theorie zur Diskussion stellen. Leitend ist dabei unsere Annahme, dass Theorien Instrumente darstellen, um Gesellschaften begreifen, kritisieren und letztlich auch verändern zu können. Queerfeministische politische Theorie soll demzufolge dazu beitragen können, die Analyse von Gesellschaft(en), Staat(lichkeit), Macht- und Herrschaftsverhältnissen, Ein- und Ausschlüssen, Widersprüchen und Paradoxien zu schärfen und das Nachdenken über das Politische, Kritik und Utopien weiter anzuregen.

Da wir Theorien als Ausdruck und Ergebnis von Kämpfen begreifen, wollen wir für eine aktuelle queerfeministische politische Theorie zunächst nach ihren Wissensbeständen fragen, diese auf Verworfenes und Verlorenes durchforsten und an diesen Spuren weiterdenken. Davon ausgehend beschäftigen wir uns mit zentralen Konzepten queerfeministischer politischer Theorie, indem wir uns zunächst mit Heteronormativität und daran anschließend mit queeren Perspektiven auf (National-) Staatlichkeit auseinandersetzen. Wir schließen mit einem Blick auf die Frage, wie queertheoretische Überlegungen nicht nur die Gegenstände, sondern auch den Modus der Kritik in der politischen Theorie verschieben.

Queere Archive – Räume des Wissens erweitern

In der Einleitung zur *Femina Politica* „Queere Politik. Analysen, Kritik, Perspektiven“ werfen Antke Engel, Nina Schultz und Juliette Wedl die Frage auf, „wie sich queere Theorie präsentieren (lässt), ohne dass Judith, Sex, Gender und Begehren sich die erste Zeile teilen“ (Engel/Schulz/Wedl 2005, 9). Damit verweisen sie auf die Herausforderung, dass Queer Theorie ihren eigenen Ansprüchen nur dann genügen kann, wenn auch ihre Entstehungsgeschichten offen, nicht-linear und vielfältig geschrieben werden. Dass dieses Vorhaben jedoch nicht immer umgesetzt, sondern die Genealogie der Queer Theorie vielfach vereindeutigt und als lineare Narration dargestellt wurde – nicht zuletzt entlang von hegemonialen Macht-Wissens-Formationen innerhalb der akademischen Wissensproduktion –, zählt zu einer der konstantesten Kritiken innerhalb der Queer Theorie. Einige derartige Tendenzen der Vereindeutigung und mithin Verengung des queerfeministischen Archivs, die uns aus politiktheoretischer Perspektive zentral erscheinen, wollen wir im Folgenden benennen. Sie referieren erstens auf die gesellschaftliche und geografische Situiertheit queeren Wissens, zweitens auf die konzeptionellen Ausgangspunkte für kritische queerfeministische Forschungen und drittens auf die politiktheoretischen Kontexte queerer Wissensproduktion.

Gloria Anzaldúa kritisierte 1991, dass weiße Mittelklasse-Lesben und -Schwule diejenigen sind, „who produce queer theory and for the most part their theories make abstractions of us colored queers. They control the production of queer knowledge in the academy and in the activist communities.“ (Anzaldúa 1991, 251) Dadurch konnte nicht nur ein Mythos eines weißen Ursprungs der Queer Theorie (vgl. u.a. Seidman 2002) hervorgebracht werden, indem nicht-weiße Akteur_innen, Kämpfe und Wissensbestände unsichtbar gemacht wurden (Haritaworn 2005). Ebenso wurden in dieser Form der Wissensproduktion Verbindungen von Rassierungs- und Sexualisierungsprozessen gezeugnet und folglich wurde ausgeblendet, wie das heteronormative Sexualitätsdispositiv konstitutiv mit kolonialisierenden und rassierenden Macht- und Herrschaftsverhältnisse verwoben ist (vgl. u.a. McClintock 1995). Entgegen einer solchen Wissenspolitik hoben Phillip Brian Harper, Anne McClintock, José Esteban Muñoz und Trish Rosen Ende der 1990er-Jahre die Bedeutung antirassistischer und postkolonialer Ansätze hervor. „(T)he theorization of divergent sexualities offered by contemporary queer critique and the interrogation of race and ethnicity undertaken within postcolonial studies and critical race theory are among the most significant recent developments in social analysis and cultural criticism. While the best work in these fields have emphasized that their objects of study cannot be understood in isolation from one another, the critical ramifications of this fact have nevertheless gone largely unexplored.“ (Harper/McClintock/Muñoz/Rosen 1997, 1) Diese Ignoranz und das Weiß-Machen der Entstehungsgeschichte der Queer Theorie interpretiert Jin Haritaworn in „Am Anfang war Audre Lorde. Weißsein und Machtvermeidung in der queeren Ursprungsgeschichte“ (2005) auch

als „machtvermeidenden“ (ebd., 23) Diskurs, der den Effekt hat, dass „sich relativ dominante Personen der Verantwortung entziehen (können)“ (ebd., 33). Die epistemologische Konsequenz besteht für Haritaworn darin, dass dieser weiß gemachten Entstehungsgeschichte der Queer Theorie „ein Modernisierungsgedanke zugrunde (liegt), welcher queere Progressivität nur von einem dominanten Ursprung ausgehen lassen kann“ (ebd.).

Auf die Kontinuität der problematischen Setzung eines westlich-weißen ‚Zentrums‘ in der Queer Theorie wurde in den letzten Jahren allerdings nicht nur in Bezug auf die soziale, sondern auch in Bezug auf die geografische Positionierung verwiesen, etwa von queeren Wissenschaftler_innen, die zu sexuellen und queeren Politiken in Mittel- und Osteuropa arbeiten. So problematisieren Robert Kulpa, Joanna Mizielińska und Agata Stasińska die Universalisierung eines queertheoretischen ‚Kanons‘, der doch vor allem in den USA und in Westeuropa entstanden ist.¹ Bedenklich ist dieser falsche Universalismus, da er nicht nur lokale und temporale Partikularitäten und Heterogenitäten verleugnet, sondern im Sinne einer Verzeitlichung von Differenz diese auch auf einer linearen Zeitachse anordnet, in der die USA und Westeuropa als ‚fortschrittlich‘, Mittel- und Osteuropa hingegen als davon abweichend und somit ‚rückständig‘ konstruiert werden (Kulpa/Mizielińska/Stasińska 2012; vgl. auch Kulpa/Mizielińska 2011). Ihr Anliegen formulieren sie entgegen dieser Tendenz folgendermaßen: „As a consequence of this hegemonic Western knowledge (re-)production, we deal with the assumption that queer theory should look the same everywhere.“ (Kulpa/Mizielińska/Stasińska 2012, 126)

Neben diesen Vereinheitlichungslinien, die die geografischen sowie sozialen Positioniertheiten queerer Wissensproduktion nur ungenügend berücksichtigen, lässt sich eine weitere Verengungstendenz in der Genealogie der Queer Theorie gerade im Verhältnis von feministischer Theorie und Queer Theorie festmachen. Als Gayle Rubin 1984 in „Thinking Sex“ vorschlug, die Theoretisierung von Geschlecht und Sexualität analytisch zu trennen, um sie danach wieder zusammenzuführen, formulierte sie diese Programmatik vor dem Hintergrund lebendiger feministischer Debatten, die sich jedoch nur marginal mit Sexualität befassten: „Feminist conceptual tools were developed to detect and analyse gender-based hierarchies. To the extent that these overlap with erotic stratifications, feminist theory has some explanatory power. But as issues become less those of gender and more those of sexuality, feminist analysis becomes misleading and often irrelevant. Feminist thought simply lacks angles of vision which can fully encompass the social organization of sexuality. (...) In the long run, feminism’s critique of gender hierarchy must be incorporated into a radical theory of sex, and the critique of sexual oppression should enrich feminisms. But an autonomous theory and politics specific to sexuality must be developed.“ (Rubin 1984, 170) Drei Jahrzehnte später lässt sich konstatieren, dass zwar eine Forderung, nämlich eine radikale Theorie sexueller Politik, in vielfältigen queertheoretischen Arbeiten ihren Niederschlag gefunden hat. Der zweite Anspruch hingegen, also die Theoretisierung und Kritik von Sexualität und Geschlecht miteinander zu verbinden,

wurde im Laufe der letzten Jahrzehnte immer weniger aufgegriffen (vgl. kritisch auch Klapeer 2014; Wagels 2013).

Dass die zunehmende „Arbeitsteilung zwischen Queer und Gender Studies“ (Wagels 2013, 28) auf Grund der unterschiedlichen konzeptionellen Ausgangspunkte und Machtverhältnisse – Sexualität oder Geschlecht – mitunter zu einer erkenntnis- und politiktheoretischen Einbahnstraße werden konnte, ist, so unsere Einschätzung, mit einer dritten Vereindeutigungs- und -dynamik in der Genealogie der Queer Theorie verbunden. Diese zeigt sich darin, dass insbesondere in und durch die Rezeption von „Gender Trouble“ (Butler 1990) lesbisch-feministische Arbeiten, die sich zugleich mit sexuellen und geschlechtlichen Macht- und Herrschaftsverhältnissen auseinandersetzen, in den Hintergrund gerieten. Auf diese Weise fanden etwa Arbeiten von Christine Delphy (1996) und Monique Wittig kaum Eingang in das queere Archiv. Damit allerdings rückte auch die Frage, wie Heteronormativität mit patriarchalen Geschlechterverhältnissen verwoben ist, und wie nicht nur vergeschlechtlichte KörperSubjekte, sondern auch unterschiedlich positionierte und hierarchisierte vergeschlechtlichte KörperSubjekte macht- und gewaltvoll hervorgebracht werden, an den Rand der Debatten. Solche lesbisch-feministischen Arbeiten wurden nicht zuletzt aufgrund der poststrukturalistischen Kritik zurückgestellt, dass sie ‚immer noch‘ von identitätspolitischen Figuren wie ‚der Lesbe‘ ausgehen. Fraglich ist aber, ob dabei nicht vorschnell übersehen wird, dass etwa Monique Wittig in ihrer Kritik am „straight mind“ (Wittig 1992) ‚die Lesbe‘ nicht als identitäre Figur einsetzt, sondern, wie Christine Klapeer unterstreicht, „als spezifische soziostrukturelle und/oder politische Positionierung und ‚Existenz‘“ (Klapeer 2014, 32).

Mit dieser weitgehenden Verwerfung lesbisch-feministischer materialistischer Arbeiten wurde zugleich die gesellschaftstheoretische Einbettung von Heteronormativität und die theoretische Verbindung von Heteronormativität und Kapitalismus innerhalb queerer politischer Theoriebildung marginalisiert. Denn Autorinnen wie Wittig und Delphy verbinden ihre Kritik an heteronormativer Zweigeschlechtlichkeit explizit mit einer Kritik an einer patriarchalen, kapitalistischen Gesellschaftsformation und zielen darauf ab, zu einer kritischen Gesellschaftstheorie beizutragen und deren Instrumente geschlechterkritisch zu erweitern. So dekonstruiert Wittig nicht nur Zweigeschlechtlichkeit und konzeptualisiert „the category of sex“ als „political category that founds society as heterosexual“ (Wittig 1992, 5). Vielmehr begreift sie die politische Kategorie ‚sex‘ als begründend für kapitalistisch-patriarchale Herrschafts- und Ausbeutungsverhältnisse. „For the category of sex is the product of a heterosexual society which impose on women the rigid obligation of the reproduction of the ‚species‘ that is, the reproduction of heterosexual society. The compulsory reproduction of the ‚species‘ by women is the system of exploitation on which heterosexuality is economically based. Reproduction is essentially that work, that production by women, through which the appropriation by men of all the work of women proceeds. One must include here the appropriation of work which is associated ‚by nature‘ with reproduction, the raising of children and do-

mestic chores. This appropriation of the work of women is effected in the same way as the appropriation of the work of the working class by the ruling class. It cannot be said that one of these productions (reproduction) is ‚natural‘ while the other is social.“ (Ebd., 6)

Dass diese feministisch-marxistischen Ansätze zu Heteronormativitätskritik für lange Zeit in den Hintergrund gerieten, ist also einer politik- und erkenntnistheoretischen Engführung geschuldet, der zufolge dekonstruktivistische und marxistisch-materialistische Ansätze nicht zu vereinbaren seien. War es aus poststrukturalistischer Perspektive unter anderem der identitätspolitische Essentialismus-Generalverdacht, wurde aus materialistischer Perspektive eine Reduktion von Verhältnissen auf Diskurse und die dekonstruktivistische Privilegierung des Kulturellen gegenüber dem Sozialen kritisiert.

In ihrem Beitrag „Lesbian Trouble(s): Queere Theorievergessenheit und die Bedeutung lesbisch-feministischer ‚Klassikerinnen‘ für andere Versionen und Visionen von Queer/ing“ greift Christine Klapeer einige Spuren von lesbisch-feministischer Kritik of Color an Heteronormativität und Geschlechterverhältnissen anhand der Arbeiten von Audre Lorde, Gloria Anzaldúa, Monique Wittig und Adrienne Rich auf. Auf diese Weise schließt sie nicht nur an Rubins zweiten Aspekt, nämlich eine queerfeministische Gesellschaftstheorie und -kritik, an, sondern trägt auch dazu bei, Queer Theorie zu heterogenisieren. Zudem verdeutlicht der Beitrag, dass die Auseinandersetzung mit den Arbeiten von Lorde, Anzaldúa, Wittig und Rich als lesbisch-queere Kritik of Color auch zu einem Queering von Wissensproduktion und Theoriebildung beitragen kann, indem Queer Theorie ein Stück weit aus dem akademischen Korsett gelöst wird und darüber hinaus Wissensquellen wie körperliche und spirituelle Erfahrungen als solche ernst genommen werden.

Machttheoretische Perspektiven: Heteronormativität und Heteronormalisierung

Michael Warners Begriff der Heteronormativität, den er 1991 einbrachte, hat sich seither zweifelsohne zu einem der Grundkonzepte der Queer Theorie entwickelt. Mit Heteronormativität bezeichnet Warner die Logik sexueller Ordnung, die „gender, the family, notions of individual freedom, the state, public speech, consumption and desire, nature and culture, masturbation, reproductive politics, racial and national fantasy, class identity, truth and trust, censorship, intimate life and social display, terror and violence, health care, and deep cultural norms about the bearing of the body“ strukturiert (Warner 1991, xiii). Für eine queerfeministische politische Theorie, die im Anschluss an Rubin die Spuren einer radikalen Theorie der Sexualität aufgreifen will, knüpfen sich an Warners Auseinandersetzung zwei Fragen: Was genau ist die Rolle von Sexualität, ist sie der Gegenstand, der Ausgangspunkt oder die Grenze einer Konzeptualisierung von Heteronormativität? Und wie ist daran anschließend Heteronormativität machttheoretisch zu begreifen?

Engel, Schultz und Wedl schlagen in ihrer Einleitung zur *Femina Politica* 2005 vor, Heteronormativität als „herrschaftskritische Kategorie“ so zu fassen, dass „Sexualität weder Ausgangs- noch Mittelpunkt der Analyse sein muss, dass jedoch deren konstitutive Wirksamkeit für Subjektivität und Soziales sichtbar wird“ (Engel/Schultz/Wedl 2005, 11f.). In eine ähnliche Richtung argumentieren David Eng, Judith Halberstam und José Esteban Muñoz in der Einleitung zum Heft „What’s Queer about Queer Studies Now?“ der Zeitschrift *Social Text*, wenn sie unterstreichen, dass Sexualität nicht als Zentrum von Queer Studies gesetzt werden kann (Eng/Halberstam/Munoz 2005, 4). An diese zwei Vorschläge schließen wir im Folgenden an und werfen davon ausgehend einen Blick auf die queertheoretischen Debatten der letzten Jahre.

Cathy Cohen (1997) ruft in ihrem Artikel „Punks, Bulldaggers, and Welfare Queens“ dazu auf, die queertheoretische Prämisse über die machtvolle Gewordenheit von Sexualität(en) radikal zu Ende zu denken, sodass Sexualität weder unabhängig von Rassisierung-, Klassisierung- und Vergeschlechtlichungsprozessen konzipiert noch als primäre Kategorie von Queer Theorie begriffen werden kann. Beides würde nämlich eine ontologische Vorstellung von Sexualität erneut einführen, die Queer Theorie gerade zu durchkreuzen versucht. „Through its conception of a wide continuum of sexual possibilities, queer theory stands in direct contrast to the normalizing tendencies of hegemonic sexuality rooted in the idea of static, stable sexual identities and behaviors. In queer theorizing the sexual subject is understood to be constructed and contained by multiple practices of categorization and regulation that systemically marginalize and oppress those subjects thereby defined as deviant and ‚other‘. And, at its best, queer theory focuses on and makes central not only the socially constructed nature of sexuality and sexual categories, but also the varying degrees and multiple sites of power distributed within all categories of sexuality, including the normative category of heterosexuality.“ (Cohen 1997, 438f.) Cohen fordert also ein multidimensionales Verständnis von Sexualität für die Queer Theorie ein und kritisiert damit auch jene Ansätze und Perspektiven, in denen ein identitäres, fixierendes und zweigeschlechtliches Verständnis von Sexualität zur Geltung kommt, indem die Trennlinie zwischen Heterosexualität und Homosexualität zentral gesetzt wird. Ihr Vorschlag, Heteronormativität auf der Folie eines queeren intersektionalen Verständnisses zu konzeptualisieren, soll hingegen die subtilen Verschränkungen von Macht und Sexualitäten erfassen. Sie verdeutlicht dies anhand der Frage, welche Rolle „the lives of women – in particular women of color – on welfare, who may fit into the category of heterosexual, but whose sexual choices are not perceived as normal, moral, or worthy of state support“ (ebd., 442) aus queertheoretischer Sicht in einer Machtanalyse einnehmen. In ihrer Antwort macht sie deutlich, dass Sexualität als subjekt- und gesellschaftsstrukturierende Kraft nicht nur über die binäre Unterteilung zwischen Hetero- und Homosexualität operiert, sondern weitaus vielschichtiger ihre Macht entfaltet. Für die Konzeptualisierung von Heteronormativität bedeutet dies, Heteronormativität nicht als monolithisches Machtgebäude (ebd.,

452), sondern als Kontinuum zu verstehen, in dem Heteronormativität ebenso durch rassisierte, klassisierte, vergeschlechtlichte „heterosexuals on the (out)side of heteronormativity“ (ebd., 452) hervorgebracht und stabilisiert wird.

Auch Jasbir Puar argumentiert in „Terrorist Assemblages“ (2007), dass ein Heteronormativitätsverständnis, das Sexualität als Zentrum setzt, nicht in der Lage ist, gegenwärtige sexuelle Politiken in den USA zu fassen. Denn diese basieren mitunter auf einer Indienstnahme liberalisierter Regulierungen in Bezug auf bestimmte lesbische und schwule Lebensweisen für homonationale Politiken, durch die und in denen insbesondere muslimische ‚Ge-Anderte‘ hervorgebracht werden. In ähnlicher Weise macht Silvia Posocco in ihren Arbeiten zu Bio- und Nekropolitiken deutlich, dass ‚Queerness‘ gegenwärtig nicht mit einem Machtverständnis gefasst werden kann, das auf einer dichotomen Gegenüberstellung von Heterosexualität und Homosexualität beruht. „A consequence of the shift to a biopolitical and necropolitical theoretical register is precisely the detachment of ‚queerness‘ from one of its key referents, i.e. ‚gays and lesbians‘. Queerness (...) connotes those whose bodies are marked by racialized and sexualized technologies and produced through the *dispositifs* of race and sex for death, including social death.“ (Posocco 2014, 84; Herv. i.O.) Diese Vorschläge, Heteronormativität weder von einer im Zentrum positionierten Sexualität noch von einer dichotomen Wirkweise von Macht aus zu denken, verweisen auf die Notwendigkeit, den Begriff der Normativität zu überdenken. Im Anschluss an Michel Foucaults machttheoretische Überlegungen, wie er sie in seinen Gouvernementalitätsvorlesungen darlegt, lässt sich argumentieren, dass Heteronormativität nicht nur als Normativität, sondern ebenso über Techniken der Normalisierung operiert. Foucault unterscheidet in seinen gouvernementalitätstheoretischen Arbeiten drei Techniken der Machtausübung: Das Gesetz geht von einer bereits gegebenen Norm aus, die das Erlaubte und Verbotene teilt; dafür schlägt Foucault den Begriff der Normativität vor. Als Normation bezeichnet er die Wirkweise der Disziplin: Auch hier ist eine festgelegte Norm der Ausgangspunkt, die eindeutige und starre Unterscheidungen zwischen normal und abnormal vornimmt (Foucault 2004, 89f.). Als Normalisierung gilt eine Machttechnik, die nicht von einer binären Norm ausgeht, sondern die Normalität erst hervorbringt (ebd., 91). Die Technik der Normalisierung besteht darin, „die ungünstigsten, im Verhältnis zur normalen, allgemeinen Kurve am stärksten abweichenden Normalitäten zurechtzustutzen, sie auf diese normale Kurve herunterzudrücken“ (ebd.). Auf diese Weise wird die dichotome Anordnung zwischen Erlaubtem und Verbotenem überwunden, da Normalisierung von einem Mittelwert ausgeht, von welchem aus das Akzeptable und dessen Grenzen definiert werden. Für die Konzeptualisierung von Heteronormativität lässt sich daran anschließend argumentieren, dass Sexualitäten, Körper, Begehren und Geschlechter nicht nur Effekt von Normativität, sondern auch von Normalisierung sind. Heteronormativität wird nicht nur über eine binäre Grenzziehung zwischen Heterosexualität und Homosexualität her- und sichergestellt. Vielmehr ist die Hereinnahme von bestimmten Formen von Homosexualität ebenso wie die Positionierung von

manchen Formen von Heterosexualität an den Rändern von Heteronormativität und die Marginalisierung, Verfolgung und Ausgrenzung von bestimmten heterosexuellen, rassisierten, klassierten, vergeschlechtlichten Lebensweisen auch Teil von Heteronormativität. Deutlich wird dies insbesondere in westlichen Gegenwartsgesellschaften, in denen sexuelle Politiken durch „Homonormativität“ (Duggan 2000, 92) und „Homonalismus“ (Puar 2007, Übers. BB/GL) gekennzeichnet sind. So betrachtet muss Heteronormativität immer auch als Heteronormalisierung konzeptualisiert werden (vgl. Ludwig 2015). Dies bedeutet allerdings nicht, dass Heteronormalisierung Heteronormativität ersetzt: Vielmehr existieren beide nebeneinander und wirken auch ineinander.

Darüber hinaus scheint es angebracht, das Verhältnis zwischen Normativität und Normalisierung als wandelbares zu begreifen. Antke Engel hat 2002 eine wichtige und breit rezipierte Anregung in queertheoretische Debatten eingebracht, um Veränderungen sexueller Politiken zu beschreiben. So schlägt sie vor, von einer Gleichzeitigkeit von rigiden normativen und flexiblen normalisierenden Machttechniken auszugehen (Engel 2002). Die „rigide Normativität, die den sozialen Raum durch Klassifikationen und Ausschlüsse organisiert“ (Engel 2002, 204), existiert neben der „flexiblen Normalisierung, die nach dem Muster der Integration in bestehende gesellschaftliche Verhältnisse verläuft, und über den Mechanismus der Individualisierung neue Hierarchien und soziale Ungleichheiten schafft“ (ebd.). Geschlecht und Sexualität gelten damit zwar als gestaltbar, zugleich bleibt die rigide Zweigeschlechtlichkeit in Form „juridischer Gesetze (das Personenstands- oder das Transsexuellengesetz), religiöser Dogmen (von der Kanzel verkündete Verbote der Homosexualität), bürokratischer Akte (Geschlechts- und Personenstandsmarkierung auf Formularen) oder ethischer Generalisierungen eines ‚Guten Lebens‘ oder des ‚Gemeinwohls‘ (materialisiert in Verfassungen, politischen Entscheidungen, Verwaltungspraktiken oder Alltagshandeln) in Kraft“ (ebd., 75). Angesichts der Veränderungen der Machttechniken, die sich seither beobachten lassen und die Formen rigider Normativität weiter in den Hintergrund treten lassen, während Techniken flexibler Normalisierung auch die einstige Trutzburg der Zweigeschlechtlichkeit untergraben, wie sich etwa an den rechtlichen Regulierungen im Personenstands- und im Transsexuellengesetz in Deutschland ablesen lässt, gilt es, Heteronormativität in einer Weise zu theoretisieren, die diesen permanenten Veränderungen des Verhältnisses von rigider Normativität und flexibler Normalisierung Rechnung tragen kann. Darüber hinaus lenkt Sushila Mesquita die Aufmerksamkeit auf einen weiteren Punkt, der für rezente Theoretisierungen von Heteronormativität von Gewicht ist. Sie problematisiert, dass die These des Nebeneinanders von rigider Normativität und flexibler Normalisierung – trotz ihres Zugewinns an Erkenntnis – analytisch unbefriedigend ist, da sie immer noch von einer „Trennung von Normativität und Normalisierung bzw. der Wirkweisen von normativen juristischen und normalisierenden Normen“ ausgeht (Mesquita 2012, 46). Auf diese Weise könne aber dem „systematischen und simultanen Ineinandergreifen“ (ebd.) von Normativität und

Normalisierung nicht Rechnung getragen werden. Mesquita argumentiert daher gerade nicht, dass „Heteronormativität und Normalisierung bzw. normative und normalisierende Normen nebeneinander (...) verfahren“, sondern vielmehr, dass sich „Normalisierungsmechanismen teilweise *ausgehend* von heteronormativen Grundannahmen“ entwickeln (ebd.; Herv. i.O.). Heteronormativität und Normalisierung stehen somit in einem Verweisungszusammenhang, in dem Heteronormativität nicht die ausschließliche Machttechnik darstellt, jedoch als rahmende Formation nicht ausgeblendet werden darf.

Queertheoretische Perspektiven auf (National-)Staatlichkeit

Als Monika Mayrhofer (2005), Heike Raab (2005), Adrian de Silva und Ilka Quirling (2005) in der *Femina Politica* 2005 sich aus je unterschiedlichen Perspektiven mit Heteronormativität und Staatlichkeit befassten, betraten sie damit im deutschsprachigen Raum Neuland und trugen dazu bei, dass auch hier „Queering the State“ (Duggan 1995) keine „Leerstelle in queerer Theorie und Forschung“ (Raab 2005, 59) bleiben sollte. Diese Arbeiten zeigen, wie (National-)Staatlichkeit zutiefst auf heteronormativen Prämissen basiert und zugleich daran beteiligt ist, Gesellschaft durch Sexualität in einer bestimmten Weise zu ordnen. Auch hier haben rezente Forschungen deutlich gemacht, dass das Verhältnis von (National-)Staatlichkeit und Heteronormativität/Heteronormalisierung nicht nur ein überaus wandelbares ist, sondern ebenso durch subtile Machttechniken getragen wird und es theoretisch nicht produktiv ist, von Dichotomien – wie etwa jene von Staat versus queeren Politiken oder von staatlicher Unterdrückung versus queerem Begehren – auszugehen (vgl. u.a. El-Tayeb 2012; Eng 2003; Posocco 2014; Puar 2007).

In „Freedom with Violence“ analysiert Chandan Reddy (2011) aktuelle sexuelle Politiken in den USA, die im Namen von ‚Toleranz‘ und ‚Fortschrittlichkeit‘ bestimmte Formen gleichgeschlechtlicher Lebensweisen rechtlich absichern, während sie zugleich für rassistische und neokolonialisierende Abgrenzungsweisen gegenüber nicht-weißen, nicht-westlichen Bevölkerungsgruppen nutzbar gemacht werden. Mit seiner Frage, woher gegenwärtig eigentlich das Begehren westlicher Staaten nach dem Begehren ‚ihrer‘ Lesben und Schwulen kommt (ebd., 193), verdeutlicht Reddy, dass Begehren als Teil staatlicher Politiken konzipiert werden muss. In diesem Sinne haben postkoloniale queertheoretische Arbeiten gezeigt, dass westliche Nationalstaaten von Beginn an auch auf Begehrenspolitiken basierten, in denen Sexualität ein zentrales Scharnier darstellte: Über sexuelle Politiken wurden nicht nur Subjekte und die Bevölkerung insgesamt regiert, vielmehr wurden über heteronormative sexuelle Politiken Subjekte zu ‚guten‘ heterosexuellen Staatsbürger_innen gemacht. Gleichzeitig wurde damit nationalstaatliche Zugehörigkeit auf der Basis von Sexualität und Begehren initiiert. Hierfür war lange Zeit eine rigide Heteronormativität wesentlich, die zugleich als kolonialisierende und rassistische Abgrenzung gegenüber nicht-weißen, nicht-westlichen Bevölkerungen fungierte.

So hält Ann Stoler fest: „Discourses of sexuality (...) have mapped the moral parameters of European nations. These deeply sedimented discourses on sexual morality could redraw the ‚interior frontiers‘ of national communities, frontiers that were secured through – and sometimes in collision with – the boundaries of race. These nationalist discourses were predicated on exclusionary cultural principles that did more than divide the middle class from the poor. They marked out those whose claims to property rights, citizenship, and public relief were worthy of recognition and whose were not.“ (Stoler 1995, 8)

In diesem Zusammenspiel von Sexualität, Begehren und Nationalstaatlichkeit haben sich in den letzten Jahrzehnten allerdings einige Elemente grundlegend gewandelt. Wie viele rezente queertheoretische Arbeiten aufzeigen, werden nun im Namen von ‚Toleranz‘ und ‚Fortschrittlichkeit‘ vormals deviante lesbische und schwule Lebensweisen in nationalistische Rhetoriken integriert, durch die eine neokoloniale Grenzziehung zwischen jenen Nationen gezogen wird, die als ‚modern‘ gelten, und jenen anderen, nicht-westlichen, die vermeintlich nicht oder noch-nicht-ganz ‚modern‘ sind. Für den Zusammenhang von Begehren, Sexualität und Nationalstaatlichkeit – und damit für Reddys Frage nach der Bedeutung des Begehrens von Lesben und Schwulen für westliche Nationalstaaten – bedeutet dies, dass sich staatliche sexuelle Politiken gegenwärtig nicht mehr nur durch eine ausschließliche rigide Heteronormativität, sondern vielmehr auch durch jene Machttechniken kennzeichnen lassen, die wir zuvor als Heteronormalisierung beschrieben haben. Während die „toleranzpluralistische Integration“ (Engel 2002, 165) einiger gleichgeschlechtlicher Lebensweisen die Binarität von Heterosexualität und Homosexualität aufweicht und mithin staatliche Heteronormalität als „Hereinnahme“ (Lorey 2011, 260) bestimmter, vormals kriminalisierter sexueller Lebensweisen ausweist, werden bestimmte Formen von heterosexuellen Lebensweisen entlang von Rassierungs- und Neokolonialisierungsprozessen zu ‚Anderen‘ gemacht. Diese ‚Ver-Änderung‘ von nicht-euroatlantischen, nicht-weißen, nicht-christlichen Menschen wird folglich zur Voraussetzung dafür, dass weiße, staatsbürger_innenschaftlich privilegierte und/oder ökonomisch abgesicherte Queers in ihren Begehrens- und Existenzweisen staatstragend werden können. Ein Verständnis von Heteronormalisierung eröffnet damit aus einer queertheoretischen Perspektive auch neue Denkhorizonte auf aktuelle Formen von Staatlichkeit.

Dass der moderne westliche Staat „ein geschlechtsspezifisches Gewaltverhältnis“ (Sauer 2002, 89) ist, haben vor allem feministische staatstheoretische Arbeiten aufgezeigt. „(N)icht zuletzt deshalb, weil der Staat zum Zentrum des Gewalt- und Ordnungsdiskurses wurde und bestimmte, was Gewalt ist und was nicht“ (ebd.), ist der Staat maßgeblich an der Hervorbringung von geschlechtlichen Gewaltverhältnissen beteiligt. Daran knüpften queertheoretische Arbeiten an und zeigten, dass auch normative Gewalt – also jene Gewalt, die als Effekt der Naturalisierung von Zweigeschlechtlichkeit Geschlecht als ausschließlich weiblich oder männlich lebbar macht, um den Preis, dass alle nicht-heteronormativen Körper- und Sub-

jektformen verworfen werden müssen (Butler 2009b, 120; Chambers/Carver 2008, 128) – Teil von Staatlichkeit ist und über den Staat ermöglicht und abgesichert wird (Ludwig 2011, 178; Paloni 2012). Eine queertheoretische Perspektive konzipiert den Staat mithin auch als Gewaltverhältnis, weil sich im Staat manifestiert, unter welchen vergeschlechtlichenden, rassisierenden, sexualisierenden Bedingungen Subjekte überhaupt als Subjekte anerkannt werden. Der Staat legt so fest, welche geschlechtlichen Begehrens- und Lebensformen als ‚Leben‘ und mithin als staatlich schützenswert gelten (Butler 2005; Butler 2009a). Mit dem zuvor entworfenen Verständnis von Heteronormalisierung lässt sich nun theoretisieren, was Reddy gegenwartsdiagnostisch als „freedom with violence“ (2011) bezeichnet. Heteronormalisierung als Modus der partiellen Inklusion von bestimmten Formen gleichgeschlechtlicher Lebensweisen in den Radius intelligibler und schützenswerter Staatsbürger_innen in westlichen Nationalstaaten ist dann eine Machttechnik, die manche Bevölkerungsgruppen anerkennt und schützt, andere hingegen ungeschützt lässt und gleichsam dem sozialen Tod freigibt. Es ist eine Machttechnik, die damit zugleich die Zustimmung zu einer gewaltvollen, neokolonialen Form von Staatlichkeit organisiert.

Die Debatten um (National-)Staatlichkeit innerhalb der Queer Theorie werden oftmals aus einer Perspektive geführt, die US-amerikanische oder westeuropäische Staaten als Referenzfolien nimmt. Obgleich das Ziel darauf gerichtet ist, gerade westliche Staaten in ihrem grundlegenden Eurozentrismus sowie gegenwärtige Formen von Neokolonialismus zu entziffern, wird damit auch die Gefahr eines „methodologischer Nationalismus“ genährt (Castro Varela/Dhawan 2010, 209; Stoler 1995, 7). Einerseits besteht diese Gefahr darin, dass suggeriert wird, Staatlichkeit im globalen Norden ließe sich verstehen, ohne Staatlichkeit im globalen Süden analysieren zu müssen; andererseits bleibt die Perspektive und damit häufig auch der Ausgangspunkt von Kritik am Nationalstaat des globalen Nordens verhaftet, während gesellschaftliche Machtverhältnisse im globalen Süden oder die Bedeutung postkolonialer Staatlichkeit ignoriert werden.

An dieser Leerstelle in rezenten queertheoretischen Debatten setzt Nikita Dhawan in ihrem Beitrag „Homonalismus und Staatsphobie: Queering Dekolonisierungspolitiken, Queer-Politiken dekolonisieren“ an. Dhawan argumentiert, wie ein Rückgriff auf postkoloniale feministische Arbeiten zu Staat, Geschlecht, Sexualität und Kolonialismus neue Einsichten zu Staatlichkeit in der Queer Theorie eröffnen kann. Ihr Beitrag widmet sich dabei einerseits dem Anliegen, methodologische Nationalismen in queertheoretischen Diskussionen aufzubrechen, was sie durch eine Zusammenführung von feministischen und queeren postkolonialen Arbeiten vornimmt. Andererseits will sie damit dazu beitragen, die Antworten auf die Frage zu pluralisieren und zu heterogenisieren, wie aus einer postkolonialen queer-politischen Perspektive mit dem Staat umzugehen ist.

Queere Kritik

Seit einigen Jahren zeichnet sich in der Queer Theorie eine Auseinandersetzung ab, die ausgehend von und mit Bezug auf Heteronormativitätskritik den Modus queerer Kritik zu verschieben sucht. Zentral ist für diese Ansätze eine Dezentrierung queerer Kritik, die sich nicht zuletzt über eine queere Politik der Zeitlichkeit erschließt. Denn was so unterschiedliche Ansätze – von der Kritik an „reproduktiver Heteronormativität“ (Spivak 2013) und „reproduktive(m) Futurismus“ (Edelman 2004) über die Politik und Politisierung einer „queer art of failure“ (Halberstam 2011), eines „feeling backward“ (Love 2007) bis hin zum „cruel optimism“ (Berlant 2011) – eint, ist, dass sie vorherrschenden, heteronormativ geprägten Zeitverständnissen, die sich in Fortschrittsnarrativen, Linearität oder Teleologie artikulieren, eine Absage erteilen und damit auch den Modus ebenso wie den Ort queerer Kritik neu denken wollen.

Diese Ausrichtung queerer Kritik sowie die durchaus kontroversen Debatten, die damit verbunden sind, sind wesentlich geprägt von den Überlegungen Eve Kosofsky Sedgwick, die Ende der 1990er-Jahre in dem zwischenzeitlich viel zitierten und breit rezipierten Artikel „Paranoid Reading and Reparative Reading, or, You’re So Paranoid You Probably Think This Essay Is About You“ (Sedgwick 2014 [1997]) eine wissenschaftliche Erkenntnisform, jene „argwöhnische(n) Archäologien der Gegenwart“ (Sedgwick 2014, 385), problematisiert hatte, die sie, nicht zuletzt in selbstkritischer Absicht (vgl. ebd., 389) mit dem Begriff der Paranoia analytisch zu fassen sucht. Im Anschluss an Paul Ricoeur kritisiert Sedgwick diesen Modus der Kritik, der ihr zufolge in poststrukturalistischen, marxistischen und psychoanalytischen Ansätzen gleichermaßen und nicht zuletzt in der Queer Theorie – wie sie an „Gender Trouble“ vorführt – vorherrschend sei, als eine „Hermeneutik des Verdachts“ (ebd., 357). Unter Paranoia versteht sie eine Form kritischer Theoriebildung, die in Skepsis gründet und deshalb einen Modus der Kritik favorisiert, der primär auf das Aufdecken und Enthüllen versteckter Wahrheiten ausgerichtet ist, letztlich jedoch bloß das zu entziffern imstande sei, was immer schon unterstellt und vermutet worden sei. „Keine Zeit könnte zu früh sein dafür, bereits gewusst zu haben, dass es immer schon unvermeidlich gewesen ist und dass etwas Schlimmes passieren würde. Und kein Verlust kann zu weit in der Zukunft liegen, als dass er nicht im Vorhinein einkalkuliert werden müsste.“ (ebd., 366) Eine paranoide Denk- und Lesart ist demzufolge durch eine „Abscheu vor Überraschungen“ gekennzeichnet (ebd., 365) und löscht damit, wie Sedgwick moniert, „jeglichen Sinn für andere Arten des Verstehens oder andere Dinge, die zu verstehen wären“, aus (ebd., 367).

Problematisch ist diese paranoide Lesart für Sedgwick nicht nur, weil sie absolute Wahrheitsansprüche stellt, sondern weil sie über den Ausschluss positiver Affekte auch die Möglichkeit von Alternativen verwirft. Paranoia bezeichnet damit lediglich „einen möglichen Weg, nach Wissen zu streben, es aufzuspüren und zu organisieren. Paranoia weiß über manche Dinge gut Bescheid, über andere hingegen kaum.“ (Ebd., 365; Herv. i.O.) Als Ergänzung und Gegenpol zum „gegenwärtigen paranoiden Kon-

sens“ (ebd., 385) schlägt Sedgwick daher einen reparativen Modus der Kritik vor, der in paranoiden Theorien zumeist als unzulässig, da lediglich „ästhetisch“ oder „reformistisch“ (ebd., 386) abgewehrt und ausgeschlossen wird. Während Paranoia im „Vertrauen in die Aufdeckung“ (ebd., 379) vordergründig zur „Schmerzvorbeugung“ (ebd., 375) wird, geht der Modus der Reparation davon aus, dass es nicht nur „furchtbare Überraschungen“ sondern auch „angenehme“ (ebd., 389) geben kann. Mit diesen Ausführungen antizipiert und inspiriert Sedgwick 1997 nicht nur jene queeren Debatten, die sich seit einigen Jahren vielfältig und durchaus kontrovers damit auseinandersetzen (vgl. u.a. Bargetz 2015; Hemmings 2005; Love 2010; Nyong'o 2010), was gegenwärtig auch als „reparative turn“ (Wiegman 2014) beschrieben wird. Sie eröffnet darüber hinaus eine Perspektive, um den Modus von Kritik zu überdenken. So geht es im Anschluss an Sedgwick nicht darum, Machtkritik per se zu verwerfen. Vielmehr gilt es, sich einem „paranoiden Imperativ“ (Sedgwick 2014, 375) zu widersetzen und das scheinbar ungetrübte und doch stets aufs Neue enttäuschte Vertrauen in die transformative Kraft des paranoiden Aufdeckens in ihrer selbstreferentiellen Logik aufzubrechen und stattdessen in einer reparativen Bewegung die verdeckten und verschütteten Spuren für Alternativen zu bergen.

Dieses Kritikverständnis lässt sich mit einem Verständnis von Macht als Heteronormalisierung konstruktiv verbinden. Unter der Voraussetzung, dass Macht und Sexualitäten nicht nur über binäre Anordnungen operieren, kann auch Kritik nicht auf eine binäre Logik eines Aufdeckens/Dagegen-/Anders-Seins versus Nicht-Durchschauens/Reproduzierens von Macht rekurren. Ein derartiges Kritikverständnis, wie es etwa Lee Edelman (2004) in seinem Vorschlag, dass queere Kritik das gänzlich Andere von reproduktiver Heteronormativität sein müsse, vorstellt, schreibt eine binäre Vorstellung von Wirkweisen der Macht auch im Modus der Kritik fort. Es ist kein Zufall, dass Edelmanns Überlegungen vor allem von Queers of Color kritisiert wurden (vgl. u.a. Muñoz 2007). Diese Kritik macht deutlich, dass Edelman zu einem verkürzten Kritikverständnis gelangt, da er Heteronormativität weder konsequent intersektional konzipiert, noch die Binarität Heterosexualität-Homosexualität hinter sich lässt. Im Anschluss an diese Kritik of Color ebenso wie an unseren Vorschlag, das intersektionale Zusammenspiel von Macht und Sexualitäten, Geschlechtern, Körpern, Begehren auch mit dem Konzept der Heteronormalisierung zu fassen, kann queere Kritik nicht das ‚ganz Andere‘ im Verhältnis zu dem Bestehenden sein. Vielmehr geht um vielfältige reparative Modi der Kritik, die diese als „VerUneindeutigung“ (Engel 2002) begreifen, es ist eine Kritik, die ihren Ausgang in heterogenen Verstrickungen von Subjekten und Macht nimmt und diese zu verschieben und zu irritieren versucht, zugleich aber um die eigene Situiertheit weiß. Eine derartig orientierte Queer Theorie greift damit Heteronormativitäts- und Heteronormalisierungskritik auf, um eine Antwort auf die Frage zu finden, wie Kritik geübt werden kann, ohne auf ein absolutes Außen, auf einen stets in der Zukunft verorteten, jedoch nicht einzuholenden politischen Raum oder eine Überwindung der Vergangenheit zu verweisen.

Yv E. Nays Beitrag „Queerfeministische Politiken affektiv strukturierter Paradoxien“ schließt an diese Überlegungen an, indem er_sie mit Bezug auf Heather Love und Elizabeth Freeman eine queertheoretische Neuakzentuierung der Kritik im Modus des Reparativen vorschlägt, zugleich jedoch einen ausschließlich reparativen Fokus ablehnt. Stattdessen plädiert er für die Verschränkung von Reparation und Paranoia und greift hierfür den Begriff der Paradoxie auf. Dieser erlaubt es ihr, Heteronormativitätskritik, nicht zuletzt affekttheoretisch und über die dichotome Logik von Normalisierung und Entnormalisierung hinaus, zu erweitern, ohne damit einen neuen normativem Imperativ zu bedienen. Als angestrebte Heteronormativität stellt Heteronormativität für Nay auch einen Fluchtpunkt einer normalisierenden Sehnsucht nach einer Form der Zugehörigkeit und Existenzweise dar, die gerade mit Heteronormativität bzw. dem darüber forcierten Versprechen von ‚Normalität‘ verknüpft ist. Mit dem Vorschlag, Heteronormativität als phantasmatische Sehnsucht nach Zugehörigkeit zu fassen, gelingt es Nay, an Sedgwicks reparative Forderung anzuschließen, indem diese Sehnsucht als Möglichkeitsbedingung für nicht-normative Begehrens- und Lebensweisen und nicht zuletzt für alternative Formen gelebter politischer Solidarität und Sozialität über heteronormative Zugehörigkeitsstrukturen hinaus offen gehalten wird.

Anmerkung

- 1 Betonen wollen wir an dieser Stelle, dass auch der Transfer queeren Wissens zwischen den USA und Westeuropa in Bezug auf dominante und damit auch einengende bzw. ausblendende Effekte hin problematisiert werden muss, ebenso wie es gilt, lokale politische Kämpfe in ihrer jeweiligen Bedeutung für queerfeministische Theorie- und Wissensproduktion zu reflektieren.

Literatur

- Anzaldúa**, Gloria E., 1991: To(o) Queer the Writer – Loca, escritora y chicana. In: Warland, Betsy (Hg.): *InVersions: Writing by Dykes, Queers & Lesbians*. Vancouver, 249-263.
- Bargetz**, Brigitte, 2015: The Distribution of Emotions. Affective Politics of Emancipation. In: *Hypatia. A Journal of Feminist Philosophy*. 30 (3), i.E.
- Berlant**, Lauren, 2011: *Cruel Optimism*. Durham, London. <http://dx.doi.org/10.1215/9780822394716>
- Butler**, Judith, 1990: *Gender Trouble. Feminism and the Subversion of Identity*. New York, London.
- Butler**, Judith, 2005: *Gefährdetes Leben*. Frankfurt/M.
- Butler**, Judith, 2009a: *Krieg und Affekt*. Zürich.
- Butler**, Judith, 2009b: *Die Macht der Geschlechternormen und die Grenzen des Menschlichen*. Frankfurt a.M.
- Castro Varela**, María do Mar/**Dhawan**, Nikita, 2010: Mission Impossible: Postkoloniale Theorie im deutschsprachigen Raum? In: Reuter, Julia/Villa, Paula-Irene (Hg.): *Postkoloniale Soziologie. Empirische Befunde, theoretische Anschlüsse, politische Interventionen*. Bielefeld, 303-329.
- Chambers**, Samuel, A./**Carver**, Terrell, 2008: *Judith Butler and Political Theory. Troubling Politics*. London.
- Cohen**, Cathy, 1997: Punks, Bulldaggers, And Welfare Queens. In: *GLQ. A Journal of Gay and Lesbian Studies*. 3 (4), 437-365.

- Delphy**, Christine, 1996 [1980]: Rethinking Sex and Gender. In: Leonard, Diana/Adkins, Lisa (Hg.): Sex in Question. French Materialist Feminism, London, 31-42.
- Duggan**, Lisa, 1995: Queering the State. In: Duggan, Lisa/Hunter, Nan. D. (Hg.): SexWars. London, New York, 179-194.
- Duggan**, Lisa, 2000: Das unglaubliche Schwinden der Öffentlichkeit. Sexuelle Politiken und der Rückgang der Demokratie. In: quaestio (Hg.): Queering Demokratie. Sexuelle Politiken. Berlin, 87-95.
- Edelman**, Lee, 2004: No Future. Queer Theory and the Death Drive. Durham, London. <http://dx.doi.org/10.1215/9780822385981>
- El-Tayeb**, Fatima, 2012: „Gays who cannot properly be gay“: Queer Muslims in the Neoliberal European City. In: European Journal of Women's Studies. 19 (1), 79-95. <http://dx.doi.org/10.1177/1350506811426388>
- Eng**, David L., 2003: Transnational Adoption and Queer Diasporas. In: Social Text. 21 (3), 1-37. http://dx.doi.org/10.1215/01642472-21-3_76-1
- Eng**, David L./**Halberstam**, Judith/**Muñoz**, José Esteban, 2005: What's Queer About Queer Studies Now? In: Social Text. 25 (3-4), 1-17. http://dx.doi.org/10.1215/01642472-23-3-4_84-85-1
- Engel**, Antke, 2002: Wider die Eindeutigkeit. Sexualität und Geschlechter im Fokus queerer Politik der Repräsentation. Frankfurt/M.
- Engel**, Antke/**Schulz**, Nina/**Wedl**, Juliette, 2005: Kreuzweise queer: Eine Einleitung. In: Femina Politica. Zeitschrift für feministische Politikwissenschaft. 14 (1), 9-23.
- Foucault**, Michel, 2004: Geschichte der Gouvernementalität I. Sicherheit, Territorium, Bevölkerung. Frankfurt/M.
- Halberstam**, Judith, 2011. The Queer Art of Failure. Durham, London. <http://dx.doi.org/10.1215/9780822394358>
- Haritaworn**, Jin, 2005: Am Anfang war Audre Lorde. Weißsein und Machtvermeidung in der queeren Ursprungsgeschichte. In: Femina Politica. Zeitschrift für feministische Politikwissenschaft. 14 (1), 23-35.
- Harper**, Phillip Brian/**McClintock**, Anne/**Muñoz**, José Esteban/**Rosen**, Trish, 1997: Queer Transections of Race, Nation, and Gender. An Introduction. In: Social Text. 52 (3), 1-4.
- Hemmings**, Clare. 2005: Invoking Affect. Cultural Theory and the Ontological Turn. Cultural Studies 19 (5), 548-67. <http://dx.doi.org/10.1080/09502380500365473>
- Klapeer**, Christine M., 2014: Perverse Bürgerinnen. Staatsbürgerschaft und lesbische Existenz. Bielefeld. <http://dx.doi.org/10.14361/transcript.9783839420003>
- Kulpa**, Robert/**Mizielińska**, Joanna (Hg.), 2011: De-Centring Western Sexualities. Central and Eastern European Perspectives. Farnham.
- Kulpa**, Robert/**Mizielińska**, Joanna/**Stasińska**, Agata, 2012: (Un)translatable Queer?, or What Is Lost and Can Be Found in Translation. In: Mequita, Sushila/Wiedlack, Maria Katharina/Lasthofer, Katrin (Hg.): Import – Export – Transport. Queer Theory, Queer Critique and Activism in Motion. Wien, 115-145.
- Lorey**, Isabell, 2011: Figuren des Immunen. Elemente einer politischen Theorie. Zürich.
- Love**, Heather, 2007: Feeling Backward. Loss and the Politics of Queer History. Cambridge.
- Love**, Heater, 2010: Truth and Consequences. On Paranoid Reading and Reparative Reading. In: Criticism. 52 (2), 235-241. <http://dx.doi.org/10.1353/crt.2010.0022>
- Ludwig**, Gundula, 2011: Geschlecht regieren. Zum Verhältnis von Staat, Subjekt und heteronormativer Hegemonie. Frankfurt/M.
- Ludwig**, Gundula, 2015: Neukonfigurationen von Staat und Heteronormativität: Neue Einschlüsse, alte Machtverhältnisse. In: Evertz, Sabine/Lenz, Ilse/Ressel, Saida (Hg.): Gleicher und ungleich zugleich? Neukonfigurationen von Macht und flexibilisierten Ungleichheiten, i.E.

Mayrhofer, Monika, 2005: heterosexuelle Ausrichtungen. Die Supranationalisierung sexueller Normen im Kontext der EU-Integration. In: *Femina Politica*. Zeitschrift für feministische Politikwissenschaft. 14 (1), 36-47.

McClintock, Anne, 1995: *Imperial Leather. Race, Gender and Sexuality in the Colonial Contest*. London.

Mesquita, Sushila, 2012: Recht und Heteronormativität im Wandel. In: Haberler, Helga/Hajek, Katharina/Ludwig, Gundula/Paloni, Sara (Hg.): *Que[e]r zum Staat. Heteronormativitätskritische Perspektiven auf Staat, Macht, Gesellschaft*. Berlin, 42-60.

Muñoz, Jose Esteban, 2007: Cruising the Toilet: LeRoi Jones/Amiri Baraka, Radical Black Traditions, and Queer Futurity. In: *GLQ. A Journal of Lesbian and Gay Studies*. 13 (2-3), 353-367.

Nyong'o, Tavia, 2010: Trapped in the Closet With Eve. In: *Criticism*. 52 (2), 243-251. <http://dx.doi.org/10.1353/crt.2010.0026>

Paloni, Sara, 2012: Normative Gewalt und Staat. In: Haberler, Helga/Hajek, Katharina/Ludwig, Gundula/Paloni, Sara (Hg.): *Que[e]r zum Staat. Heteronormativitätskritische Perspektiven auf Staat, Macht und Gesellschaft*. Berlin, 137-153.

Puar, Jasbir, 2007: *Terrorist Assemblages. Homonationalism in Queer Times*. Durham, London. <http://dx.doi.org/10.1215/9780822390442>

Raab, Heike, 2005: Aspekte queerer Staatskritik – Heteronormativität, institutionalisierte Identitätspolitik und Staat. In: *Femina Politica*. Zeitschrift für feministische Politikwissenschaft. 14 (1), 59-69.

Reddy, Chandan, 2011: *Freedom with Violence. Race, Sexuality, and the US State*. Durham, London. <http://dx.doi.org/10.1215/9780822394648>

Rubin, Gayle, 1984: *Thinking Sex. Notes for a Radical Theory of the Politics of Sexuality*. In: Parker, Richard/Aggleton, Peter (Hg.): *Culture, Society and Sexuality. A Reader*. Los Angeles, 143-178.

Sauer, Birgit, 2002: Geschlechtsspezifische Gewaltmächtigkeit wohlfahrtsstaatlicher Institutionalisierungen. Staatsbezogene Überlegungen einer geschlechtersensiblen politikwissenschaftlichen Perspektive. In: Dackweiler, Regina-Maria/Schäfer, Reinhild (Hg.): *Gewaltverhältnisse. Feministische Perspektiven auf Geschlecht und Gewalt*. Frankfurt/M., 82-106.

Seidman, Steve, 2002: *Beyond the Closet*. New York.

Silva, Adrian de/Quirling, Ilka [2005]: Zur gegenwärtigen Situation asylsuchender transgeschlechtlicher Menschen in der Bundesrepublik Deutschland. In: *Femina Politica*. Zeitschrift für feministische Politikwissenschaft. 14 (1), 70-82.

Spivak, Gayatri Chakravorty, 2013: Sichtbar machen. In: *Kulturrisse*. Zeitschrift für radikal-demokratische Kulturpolitik. Features. Internet: <http://kulturrisse.at/features/sichtbar-machen> (5.3.2015).

Stoler, Ann Laura, 1995: *Race and the Education of Desire. Foucault's History of Sexuality and the Colonial Order of Things*. Durham, London.

Wagels, Karen, 2013: *Geschlecht als Artefakt. Regulierungsweisen in Erwerbsarbeitskontexten*. Bielefeld. <http://dx.doi.org/10.14361/transcript.9783839422267>

Warner, Michael, 1991: Fear of a Queer Planet. In: *Social Text*. 29 (4), 3-17.

Wiegman, Robyn, 2014: The Times We're In. *Queer Feminist Criticism and the Reparative "Turn"*. In: *Feminist Theory*, 15 (1), 4-25. <http://dx.doi.org/10.1177/1464700113513081a>

Wittig, Monique, 1992: *The Straight Mind And Other Essays*. Boston.